

Tomás González, Ende Oktober einen ehemaligen Geheimdienstmitarbeiter, weil dieser Gefangene gefoltert hat.) Auffallende Zurückhaltung hat bisher der Vatikan in der öffentlichen Diskussion gezeigt. Der Präsident des päpstlichen Rates für die Familie, Kardinal Edouard Gagnon, forderte bei einem Familienkongreß in Buenos Aires im August dieses Jahres den Schutz der Institution Familie, ging aber auf das anstehende Scheidungsgesetz nur insofern ein, als er sich ge-

gen den derzeit gängigen Begriff „Católico-divorcista“ (katholischer Scheidungsbefürworter) aussprach, der „eine Lüge oder eine Selbsttäuschung“ signalisiere.

Es ist zu vermuten, daß die argentinischen Bischöfe sich bis zur nächsten Sitzungsperiode des Parlaments einerseits genauer mit dem Inhalt des Gesetzentwurfes befassen werden. So will das Familiensekretariat auf die Änderung eines Artikels in dem Entwurf dringen, nach dem Verträge zwi-

schen Eheleuten, lebenslang auf das Recht auf Scheidung zu verzichten, nichtig sind. Zum anderen erhoffen sich die Bischöfe Unterstützung durch den Besuch Johannes Pauls II. im April 1987. Da die Opposition gegen das neue Gesetz im Senat wesentlich stärker ist als in der Abgeordnetenkammer, könnte es dort zu Fall gebracht (und an das Unterhaus zurückgegeben) und damit die Einführung der Ehescheidung in Argentinien um Jahre hinausgezögert werden. G. B.

„Frauen motivieren, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen“

Ein Gespräch mit der Wiener Psychologin Helga Kauer über Emanzipation und Partnerschaft

Wie ist eigentlich gegenwärtig der Stand der „Frauenfrage“? Wie stark wird sie von den Frauen selbst, aber auch von den Männern empfunden? Wie wirkt sich das veränderte Frauenbild, Frauenbewußtsein, Frauenverhalten auf Ehe und Familie aus? Wie gehen Emanzipation und Partnerschaft zusammen? Was muß sich, damit sie besser zusammengehen, in der häuslichen und in der Berufswelt ändern? Über diese Fragen sprachen wir mit der Wiener Psychologin Helga Kauer. Sie ist verheiratet mit dem Wiener Landtagsabgeordneten Robert Kauer, Hausfrau, Mutter dreier Kinder und teilzeitlich als Psychologin an einem Wiener Kinderkrankenhaus tätig. Kirchlich wirkt sie beratend im Rahmen des österreichischen Pastoralinstituts mit. Die Fragen stellte David Seeber.

HK: Frau Dr. Kauer, die Angleichung zwischen Frau und Mann ist gesellschaftlich – wenigstens theoretisch, aber ich meine doch auch praktisch – relativ weit fortgeschritten. Der Abbau der Benachteiligung der Frau scheint aber noch nicht gleich weit gediehen zu sein. Stehen wir erst am Anfang einer Entwicklung, durch die Benachteiligungen erst sehr langsam abgebaut werden, oder nimmt mit dem Abbau von Ungleichheiten das Empfinden der Benachteiligungen erst zu?

Kauer: Ich glaube das letztere kann man auf jeden Fall bejahen. Die Sensibilität ist gewachsen, auch seitens der Männer. Immer mehr Frauen sehen ihre unbefriedigende Situation nicht als naturgegeben, sondern als veränderbar, und jeder gelungene Schritt in Richtung auf Gleichstellung der Frau schärft den Blick für Ungleichheiten. Es ist Frauen, die ihren neuen Aufgaben und Möglichkeiten gerecht werden, zu danken, wenn auch Männer sich mehr Frauen in allen Aufgabenbereichen vorstellen

können oder sogar wünschen. Formelle Forderungen haben in Österreich allerdings zu einer paradoxen Situation im Kampf um Gleichstellung geführt: Manche Position erreicht – wenn sie will – inzwischen eine Frau leichter als ein Mann, weil z. B. weniger Frauen in die Politik drängen.

HK: Im allgemeinen hört man eher das Gegenteil: Die Frauen müssen das Doppelte oder Dreifache leisten, wenn sie sich durchsetzen wollen ...

Kauer: In der Regel ist es auch so, jedenfalls war es immer so und ist, glaube ich, weitgehend auch heute noch so. Aber wenn Lösungen erkämpft werden wie die, daß mindestens ein Drittel oder – als Zukunftsvorstellung – die Hälfte der Mitglieder in den verschiedensten Gremien Frauen sein sollen, dann muß natürlich mit der Lupe eine Frau gesucht werden, obwohl drei, vier Männer zu der Position drängen. Es ist mir klar, daß das Vorgänge sind, die unmittelbar nur wenige Frauen betreffen, allerdings Vorgänge, die in einem besonderen Maß öffentlich sind, in den Medien kommentiert werden und so das Bild von der Stellung der Frau beschönigen. Wo es um die Führung eines Betriebs, um die Leitung eines Instituts oder ähnliches geht, muß eine Frau nach wie vor höher, ich will nicht sagen doppelt qualifiziert sein, um dieses Ziel zu erreichen.

HK: Diversen Umfragen ist zu entnehmen, daß sogar mehr Männer als Frauen überzeugt sind, Frauen würden nach wie vor benachteiligt. Das stimmt mit dem überein, was Sie eingangs erwähnt haben. Was bedeutet das – aus Ihrer Sicht – aber praktisch?

Kauer: Einzelne sind sensibler geworden, das wollte ich

sagen. Ich glaube, daß diese Männer den Beitrag einer Frau zu einem gemeinsamen Projekt oder in der täglichen Zusammenarbeit als das erkennen, was ihnen fehlt, als notwendige Ergänzung. Im Blick auf eine Frau kann ein Mann, der sensibel geworden ist für seine eigene Beschränkung durch das traditionelle Rollenbild, seine „weiblichen Anteile“ wahrnehmen und entwickeln. Die Einsicht, daß Mann und Frau ihre jeweils gegengeschlechtlichen Anteile entdecken und annehmen lernen, scheint mir viel fruchtbarer als der Streit um „naturgegebene Unterschiede“ oder durch Erziehung geprägtes Rollenbild. Es macht es aber den Frauen in ihrem Kampf gegen Benachteiligungen nicht leichter. Gerade die Vorkämpferinnen mußten, um sich in der männlich dominierten Gesellschaft durchzusetzen, selbst männliche Eigenschaften verstärkt entwickeln und liefen Gefahr weibliche Werte und Fähigkeiten geringzuachten oder zu vernachlässigen: Ganzheitliches Erfassen, Intuition, Einfühlung in den Rhythmus der Natur, Empathie. Die berufstätige Frau merkt in der Praxis von dieser neuen Sensibilität noch wenig: Die Diskrepanz zwischen der größeren Sensibilität für die Benachteiligung der Frau und die Vernachlässigung der „weiblichen“ Werte durch einzelne und der zögernden, unbefriedigenden gesellschaftlichen Wirklichkeit für die Frau ist viel größer, als auf Grund der gesetzlichen Lage angenommen werden könnte.

„Die Chance eines fruchtbaren Miteinanders liegt nicht in der Angleichung, sondern in der Ergänzung“

HK: Leidet aber nicht gerade gegenwärtig die Diskussion um die Gleichstellung der Frau unter zu starker Vereinheitlichung? Manchmal hat man den Eindruck, Frauen würden dadurch unter einen Leistungsdruck gesetzt, der wirklicher Emanzipation eher hinderlich als förderlich ist. Es gibt bei Frauen Unterschiede wie bei Männern auch. Die eine verkraftet die Kombination von Familie, Berufstätigkeit und – sagen wir – öffentlichem Mandat. Die andere schafft es – sogar bei gleich guter Begabung – aufgrund anderer persönlicher Situation und Disposition nicht. Ihr Leben kann dennoch gelingen, sogar erfreulicher sein, wenn sie nur ihren Weg findet ...

Kauer: Die Vorstellung, daß eine Lösung der Frauenfrage für alle Frauen gültig sein muß, ist von vorneherein zum Scheitern verurteilt. Sie ist schon im Ansatz falsch. Aber solange es noch eine Menge Bereiche gibt, wo Chancengleichheit überhaupt nicht erreicht ist oder wo von der Gesellschaft bereits gebotene Chancen noch sehr unterschiedlich wahrgenommen werden, kommt es darauf an, vor allem in diesen Punkten voranzukommen. Das eigentliche Problem beginnt für mich noch vor dem Berufseintritt. Nach meiner Erfahrung werden viel zu wenig Mädchen in der Zeit, in der sich ihr weiterer Le-

bensweg entscheidet, überhaupt motiviert, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen. Ich meine die 14- bis 18jährigen. Viele von ihnen haben keine großartige Vorstellung von dem, was sie werden wollen. Sie wollen irgendwo etwas verdienen, die meisten wollen heiraten, den Beruf wollen sie dann nicht aufgeben, aber sie haben nichts Besonderes damit vor. Sie bereiten sich auch auf den Beruf weniger durch eine gute Ausbildung vor als junge Männer. Und sehr viele gehen noch in Berufe, in denen sie von vornherein kaum Entwicklungschancen haben. Eine Friseurinnenlehre scheint für viele bereits das höchste der Gefühle zu sein ...

HK: Wirken da noch traditionelle Erziehungsmuster nach, z.B. die berufliche Ausbildung sei bei Mädchen doch nicht so wichtig wie bei Jungen, oder fängt bereits wieder etwas anderes an: ein Zögern schon bei jungen Mädchen, sich den Herausforderungen der Emanzipation zu stellen?

Kauer: Auf meinem Erfahrungshintergrund sieht es etwa so aus: Mädchen aus Familien, in denen die Frau bereits in der Elterngeneration eine gewisse Eigenständigkeit erreicht hat – das muß nicht im Beruf, es kann auch innerhalb der Familie oder durch eine ehrenamtliche Tätigkeit innerhalb einer Gemeinde sein – finden viel mehr Unterstützung bei der Frage, welchen Beruf sie ergreifen, welche Ausbildung sie anstreben, wie sie sich überhaupt in Beruf und Partnerschaft auf das Leben einstellen sollen. Kinder, vor allem Mädchen, frustrierter Mütter haben es schwerer, das nötige Selbstwertgefühl zu entwickeln. Die Arbeit von Frauengruppen, insbesondere von Gruppen geschiedener oder verlassener Frauen können zu einer Chance für beide Generationen werden.

HK: Frauenemanzipation tendierte im Anfang – vielleicht ist es Vorurteil, aber so wird es empfunden – sehr zur Angleichung an den Mann durch berufliche Ertüchtigung der Frau usw. In den letzten Jahren vollzieht sich nun in der Frauenbewegung selbst eine Art Wende. Man betont stärker weibliche Eigenständigkeit und frauliche Werte. Gelegentlich wird darin auch weibliche Überlegenheit demonstriert: „Zeigen wir unsere Stärke“, „Unsere Schwächen sind unsere Stärke“. Ist das nun die Schiene, auf der man neuer Partnerschaft zustrebt, oder wird es ein langer Umweg zu wirklicher Partnerschaft?

Kauer: Die Wende, die Sie ansprechen, führt gewiß – wenigstens gedanklich – bereits einen Schritt weiter: bei manchen. Während jedenfalls in Österreich noch verlangt und gerufen wird: Mädchen hinein in die Männerberufe, haben die führenden Köpfe der Frauenbewegung bzw. die Frauen, die sich sehr viel damit beschäftigt haben, diese Linie bereits wieder verlassen. Man hat gelernt, daß Gleichberechtigung nicht einfach darin liegt, daß ein Mädchen auch Schlosser oder Automechaniker werden kann. Natürlich gehört das auch dazu, wenn ein Mädchen das wünscht; das dürfte auch kein Problem mehr sein. Aber in dieser Richtung liegt für mich nicht eigentlich die Zukunft der Gleichberechtigung.

HK: Sondern ...

Kauer: ... in der Anerkennung verschiedener Erlebniswirklichkeit und Lebensbewältigung bei Männern wie bei Frauen mit gleichen Chancen, vor allem aber ein Miteinander, in dem nicht einer glaubt, dem anderen von vorneherein überlegen zu sein, weil er ein Mann oder umgekehrt weil sie eine Frau ist. Ein solches Miteinander auf unterschiedlichen Ebenen und in den verschiedenen Bereichen: in der Familie, im Gemeinwesen, in der Kirche oder wo auch sonst, ist aber immer nur zwischen Menschen möglich, die sich selbst als Mann oder Frau annehmen können, die ihre männlichen und weiblichen Anteile gerade im Zusammenspiel entwickeln und in einer fruchtbaren Spannung leben: ohne verhärtende Abgrenzung und ohne strukturloses Angleichen. Die Chance eines fruchtbaren Miteinander liegt nicht in der Angleichung, sondern in der Ergänzung.

„In gewissen Phasen des Lebens müssen sich Frauen auch miteinander immer wieder verständigen können“

HK: Wird neben der beruflichen Seite oder sagen wir neben der Erwerbsarbeit für die praktische Gleichstellung der Frau zunehmend noch wichtiger, was Frauen an Gemeinwesenarbeit einbringen?

Kauer: Mir ist als Diagnose wichtig, daß ein großer Teil der Frauen, auch der Frauen, die zumindest zeitweilig in einem Beruf stehen, sich auf die ganz niedrigen Karriere-stufen beschränken. Denn gerade das schafft viele Ungleichheiten, auch in der Partnerschaft. Mehr Mitarbeit von Frauen im Gemeinwesen kann natürlich einen Ausgleich bringen und eine Hilfe dafür sein, daß sich Männer und Frauen wirklich als gleichwertig erleben können, und zwar jede Art von politischer und vopolitischer Tätigkeit, auch solche in kirchlichen Gremien, in den verschiedenen Vereinen und in der Erwachsenenbildung zum Beispiel. Oft sind Frauen aber auch in diesen Bereichen dadurch benachteiligt, daß sie sich nicht artikulieren können oder es nie gelernt haben, sich über Alltagsfragen hinaus am Gespräch und an den Entscheidungen zu beteiligen. Sie überlassen das Reden in der Gemeindeversammlung oder auch sonst oft noch einfach den Männern.

HK: Sie sehen die kirchlichen Gremien als eine Möglichkeit, wo sich Frauen, wenn sie den nötigen Mumm haben, sich gut „einbringen“ können? Meist wird gerade der Kirche der Vorwurf gemacht, sie hinke bezüglich Gleichstellung der Frau weit hinter Politik, Berufswelt und Wirtschaft her. Haben Frauen in der Kirche möglicherweise aber tatsächlich mehr Chancen als gemeinhin angenommen wird?

Kauer: Ja, das sehe ich schon so, und zwar aus einem einfachen Grund. Die Frauen, die sich in den kirchlichen Gremien engagieren, sind zum großen Teil Frauen, die

noch einige Kapazität zur Verfügung haben, weil sie zeitweilig nicht so stark im Beruf engagiert sind, also in der Zeit, in der ihre Kinder heranwachsen. Gerade in dieser Zeit können Frauen in der Gemeinde oft eine sehr aktive Rolle spielen. Und man merkt, daß unter den heutigen Bedingungen die Kirche auch durchaus bereit ist, diesen Frauen eine Funktion einzuräumen. Die Vorbereitung auf die Erstkommunion, die Vorbereitung auf die Firmung ist zum großen Teil bereits in der Hand der Mütter und Frauen, die sich in der Gemeinde engagieren. Man nennt sie noch sehr abwertend „Tischmütter.“ In Wirklichkeit läuft über sie die eigentliche spirituelle Vorbereitung der Kinder. Es handelt sich dabei nur um erste Schritte. Und vieles hängt von der jeweiligen Gemeindeleitung bzw. vom Pfarrer ab. Ich sehe in dieser Entwicklung aber eine Chance für die Frau *und* für die Kirche. Voraussetzung wäre allerdings, daß dieser wesentliche Beitrag endlich ernst genommen würde, nicht nur als Ersatz für den überlasteten Kaplan oder Religionslehrer geduldet wird. Die Weitergabe – nicht die Verwaltung – der Geheimnisse und der Weisheit der Religion lag auch im Altertum schon in den Händen der Frauen.

HK: Gegenwärtig hört man wieder häufiger die Forderung, Frauen müßten, um Benachteiligungen ausgleichen zu können, auch einmal „als eigene Sorte für sich sein“ (*Hanna-Renate Laurien*). Teilweise will man auch wieder weg von Koedukation. Wenn Mädchen für sich seien, seien sie z. B. auch in Mathematik nicht schwächer als Jungen. In Rheinland-Pfalz z. B. wurden in diesem Sommer eigene Computer-Kurse eingerichtet für Mädchen. Man habe dort gute Erfahrungen gemacht, heißt es. Wie beurteilen Sie diese Entwicklung?

Kauer: Ich kann zu den von Ihnen genannten Versuchen nicht Stellung nehmen, da ich sie weder als Vorgang noch in den Ergebnissen kenne. Aber es ist schon etwas daran, was ich aus meiner Erfahrung bestätigen kann. Es ist wichtig, daß sich die Frauen in verschiedenen Phasen des Lebens oder einer Tätigkeit auch untereinander immer wieder verständigen können. Ich glaube aber grundsätzlich nicht, daß ein Mädchen sich nur in einer Gruppe von Mädchen profiliert, eine gute Mathematikerin oder Computerfachfrau werden kann. Schaut man in Gymnasien und Realgymnasien hinein, so findet man immer wieder Mädchen, die auch in mathematischen und naturkundlichen Fächern ihrer oft zahlreicheren männlichen Konkurrenz durchaus gewachsen sind. Es sind aber vielleicht eher die Hoch- und Höchstbegabten, während unter den Gleichbegabten die Burschen sich leichter tun. Das hat aber mehr mit dem Selbstbewußtsein der Mädchen zu tun als mit unterschiedlichem Denk- und Lernvermögen.

HK: Also eigene Sorte nur zeitweise zur Stützung des Selbstwertgefühls ...

Kauer: Ja, insofern als es in der reinen Mädchenausbildungsgruppe mehr Mädchen möglich sein dürfte, zu ei-

ner entsprechend guten Leistung zu kommen. Sie brauchen dann nicht das Gefühl zu haben, gegen übermächtige Konkurrenz antreten zu müssen. Aber insgesamt überzeugt mich der Ruf nach getrennten Wegen nicht. Vielmehr glaube ich, daß die Arbeit für die Gleichstellung – Gleichberechtigung – der Frau dann am erfolgreichsten ist, wenn Männer und Frauen zusammenarbeiten. Wohl aber sollten Frauen mehr auf selbstverständlichere Weise Solidarität untereinander entwickeln.

„Immer noch werden Rezepte für Scheinlösungen verkauft“

HK: Liegen aber die Hauptprobleme zwischen Mann und Frau bzw. die wirklicher Gleichrangigkeit und Gleichberechtigung der Frau überhaupt noch im Beruflichen und im öffentlichen Bereich und nicht vielmehr im Privaten und Familiären. Das Problem scheint ja trotz gewachsener Sensibilität der Männer das ganz banale der häuslichen Lastenverteilung zu sein. Der Mann beläßt es bei Autowäsche und Wohnungsreparatur ...

Kauer: Da kann ich Ihnen nicht widersprechen. Es gibt noch immer eine ziemlich klare Verteilung der Kompetenzen innerhalb einer Familie bzw. einer Partnerschaft. Die traditionellen Frauenarbeiten werden weiterhin traditionell von Frauen gemacht, Männer beteiligen sich selten daran. Das gilt sicher noch für einen Großteil der Ehen bzw. Familien. Am meisten geändert hat es sich, glaube ich, dort, wo beide Partner von Anfang an bewußt ein anderes Modell leben. Sehr oft sind es Studenten oder Leute aus dem Sozialbereich, die sich die Aufgabe gestellt haben, es von vorneherein anders zu machen. Und viele Erfahrungen zeigen, daß auch Männer dadurch durchaus gewinnen. Der Wandel, glaube ich, beginnt damit, daß die Männer sich bewußter werden, daß *Kinder* nicht nur der Frau gehören, daß also ein Baby zu wickeln oder zu füttern, nicht nur dann, wenn die Frau verhindert ist, ganz selbstverständlich zum Vatersein dazugehört. Prozentual sind es immer noch wenige, aber im Vergleich zu der sonstigen Hausarbeit ist dieser Bereich bereits sehr viel positiver besetzt.

HK: Der Augenschein ist so, aber das demoskopische Bild, soweit es Innerhäusliches erfaßt, ist anders ...

Kauer: Gewiß, die wenigen, die sich so verhalten, wie ich es geschildert habe, fallen immer noch auf. Aber die Männer, die sich das Baby im Tragetuch „rumhängen“, vermitteln das Gefühl, daß sich tatsächlich etwas ändern könnte. Dennoch wäre es eine Utopie zu meinen, es könnte oder sollte überall so sein. In normalen Unter- oder Mittelschichtfamilien, die Kleinkinder haben, gilt es doch in den meisten Fällen, alles dranzusetzen, um die Familie finanziell halbwegs gut durchzubringen. Es ist nach meinem Empfinden nicht nur selbstverständlich, sondern immer auch noch das sicherste Modell, um den Kindern und der ganzen Familie sozusagen ein gutes Klima zu schaffen, daß die Frau in dieser Zeit die Berufs-

tätigkeit einschränkt. Zur gleichen Zeit muß der Mann oft sehr viel mehr arbeiten als später mit 40 oder 50. Er muß Überstunden machen oder in Nebenjobs arbeiten. Vielfach bleibt so von der Freizeit des Mannes nur noch ein Bruchteil für Familie und Haushalt übrig. Da bleibt natürlich vom Partnerschaftsideal des Alles-Miteinander nicht viel übrig. Und wir müssen – das ist meine Realitätsbremse – ganz einfach auch die Situation der Kinder bedenken. Ich kenne sehr, sehr wenige Familien, in denen bei voller partnerschaftlicher Teilung aller Arbeiten, also auch der Arbeit des Geldverdienens, sich eine Lösung abzeichnet, wo die Kinder gut, also mit der nötigen Nestwärme versorgt sind. Es gibt Modelle, ein paar Idealisten leben sie auch, aber es hängt sehr stark davon ab, wie der Mann seine Berufstätigkeit einteilen kann und wie ab- oder unabhängig er ist ...

HK: Das Alles-Miteinander-Tun mag in der Regel nicht funktionieren und ist vielleicht auch kein Ideal. Aber ist der eigentliche Stand der Partnerschaftsdebatte nicht ein anderer? Ich meine, es geht doch darum, daß bei allem Druck der Verhältnisse Rollen tatsächlich viel weniger vorgegeben sind als früher, daß also die Spielregeln für den Alltag zwischen Ehepartnern erst im Konsens gefunden werden müssen. Gerade da aber wächst das Mißtrauen, die Empfindlichkeit von wegen möglicher Übervorteilung. Liegt nicht auf dieser psychologischen Ebene gerade in der bürgerlich-kleinbürgerlichen Ehe gegenwärtig das Hauptproblem?

Kauer: Dies ist ein wichtiger Punkt. Und insofern frage ich mich auch, ob es überhaupt so entscheidend ist, daß das Geschirr gemeinsam gewaschen wird, der Hausputz geteilt, der „Mist“ gemeinsam weggetragen wird. Wenn man überlegt, daß es vielen Paaren heute nicht gelingt, ihre Ehe über die ersten Hürden, über die ersten 5, 6 Jahre hinwegzubringen, so muß man sich doch auch fragen, woran liegt das. Liegt es wirklich daran, daß der Mann nicht Geschirr abtrocknet, oder nicht vielmehr daran, daß sie überhaupt nicht in der Lage sind, gemeinsam eine Lebensform zu finden, sich miteinander und aneinander als Menschen in ihrer Beziehung und in ihren Aufgaben (Beruf) weiterzuentwickeln. „Ko-evolution“ wie das Jürg Willi nennt, und nicht nur Kooperation. Es spielt dann keine so große Rolle, wie die notwendige Arbeit verteilt ist, sondern daß jeder seine Arbeit und die des Partners als wesentlichen Beitrag erlebt.

HK: Liegt es überhaupt auf dieser praktischen Ebene, wenn Ehen über die ersten Jahre nicht hinauskommen? Ist es nicht vielmehr die emotionale Überladung mit Erwartungen an die Partnerschaft selbst, die diese für Krisen anfälliger macht? Ehepartner sind im heutigen kleinfamiliären Revier ohnehin viel stärker emotional aufeinander angewiesen als etwa noch in der agrarischen oder bürgerlichen Großfamilie, wo es mehr Personen gab und man institutionell stärker eingebunden war und gewisse Emotionen – sagen wir sachwertorientiert – stärker neutralisiert wurden.

Kauer: Ich glaube, es gibt sehr viele verschiedene Gründe. Sicherlich liegt es auch daran, daß die meisten kein Modell „mitbringen“, das sie einfach nachleben können im Sinne dessen, was früher galt, als die Ehe noch eine Institution war, die eine Reihe von Sachaufgaben zu bewältigen hatte, die heute weitgehend wegfallen. Aber für mich ist ein ganz wichtiger Grund, warum es so oft schiefgeht, das Nicht-wirklich-sich-aufeinander-einlassen-Können und das Nicht-in-der-Lage-Sein, etwas miteinander zu tun. Ich denke da an das Schlagwort, das wohl am meisten angerichtet hat in letzter Zeit, an die sog. Selbstverwirklichung. Sicherlich verhilft es in einer gewissen Schicht von jungen Leuten zu einem höheren Realitätsbewußtsein. Aber noch häufiger wird Realität ausgeblendet. Was oft nötig ist und nur zum Teil mit diesem Schlagwort getroffen wird, ist das „Nachreifen“. Dies ist wohl ein Prozeß, den jeder für sich leisten muß, aber nicht unabhängig von Partner oder Familie erreichen wird.

HK: Das ist ja, wenn wir ehrlich sind, auch für die mittlere und ältere Generation kein so ganz neues Problem ...

Kauer: Das Problem ist nicht neu, aber es werden heute noch immer Rezepte für Scheinlösungen (noch dazu teuer) verkauft. Im übrigen ist es natürlich gut, wenn Frauen versuchen, sich selbst zu bewegen, sich stärker zu artikulieren und ihre eigenen Bedürfnisse wahrzunehmen. Aber bei Menschen, die bereits in einer Partnerschaft leben, wird leicht ein Gegeneinander daraus. Im Grunde kann eine unreife Beziehung nur besser werden, wenn die Frage der Selbstverwirklichung nicht in einer Frauen- und nicht in einer Männergruppe, sondern in einer Partnergruppe angegangen wird. Es ist wie bei einem Kind, dem es seelisch schlecht geht: es darf nicht aus der Familie herausgenommen, es muß in ihr und mit ihr geheilt werden.

„Den jungen Mädchen helfen, eine mündige Frau zu werden“

HK: Wenn ich es richtig sehe, haben für Sie Frauengruppen als eigenständige Einrichtung nur eine geringfügige Bedeutung ...

Kauer: Sie haben eine wichtige Funktion, wenn es gilt, Benachteiligungen auszugleichen. Es braucht Selbsthilfegruppen von Frauen, denen es schlecht geht und die mit sich und ihrer Umwelt nicht zurecht kommen. Bezeichnenderweise finden sich in solchen Gruppen meist Frauen nach einer Scheidung oder solche, die aus einer sonst gescheiterten Beziehung kommen. In solchen Situationen kann es durchaus heilsam sein, vor dem Eingehen einer neuen Beziehung, selbst mündig zu werden. Aber wo eine Partnerschaft besteht, muß dies in der Partnerschaft und nicht gegen sie gesucht werden. In jedem Fall ist es das wichtigste, daß Frauen es schaffen, wirklich erwachsene Menschen zu werden. Viele junge,

aber auch Frauen mittleren Alters verharren lange in einer Art Kindverhältnis gegenüber dem Partner. Früher war es der Vater, jetzt ist es der Partner.

HK: Ist Selbstverwirklichung nur deswegen „wichtig“ geworden, weil man sich noch von allen möglichen Vater- und Mutterbindungen freizumachen hat? Die Angst vor der eigenen Unabhängigkeit scheint die Selbstfindung mindestens ebensowehr zu behindern. Ist das nicht alles Ausdruck eines in sich schwierigen Übergangsstadiums?

Kauer: Beides spielt eine Rolle. Auch bezüglich Übergangsstadium gebe ich Ihnen recht. Die Sache wird aber, glaube ich, dann am konkretesten, wenn man sich überlegt, was einem jungen Mädchen heute helfen könnte, eine mündige Frau zu werden, die einem Partner wirklich eine Partnerin sein kann. Und dann meine ich, wären die Versuche, sich selbst zu finden und zu verwirklichen, eigentlich in der frühen Jugendzeit anzusetzen. Die Zeit zwischen Pubertät und Erwachsenwerden ist ja gerade die Zeit der Selbstfindung. Es ist klar, daß Selbstfindungsgruppen zwischen dreißig und vierzig oder auch noch später notwendig werden, wenn die Persönlichkeitsreifung nicht früher stattgefunden hat. Gerade das wird heute ein besonderes Problem junger Menschen, die sehr früh in eine Partnerschaftsbeziehung drängen oder aus den verschiedensten Gründen hineingedrängt werden. Sie gehen die Beziehung in einem noch relativ unreifen Zustand ein und können nur, wenn sie großes Glück haben, in der Partnerschaft nachreifen.

HK: Es gibt Probleme der Reifung, es gibt aber auch solche des Bildungsstatus und der sozialen Lage. Ich denke an einen bestimmten Typus Frau mit einem relativ hohen Bildungsgrad, vom persönlichen Zuschnitt her in angehobener gesellschaftlicher Position. Frauen, die bildungsmäßig dem männlichen Partner oft überlegen sind, aber sie können ihr Leben kaum nach ihrem Bildungsniveau gestalten, weil sie haushaltlich gebunden sind, nicht nur durch Kindererziehung, sondern haushaltlich. In dieser Gruppe gibt es eine starke Unzufriedenheit, weil Frauen den Eindruck haben, unterfordert zu sein, mehr und Qualifizierteres leisten zu können, als ihnen von den Umständen her möglich ist. Wie problematisch ist diese Problemlage?

Kauer: Ich glaube, es gibt für viele Frauen mit qualifizierter Berufsausbildung, vor allem in einem akademischen Beruf, eine sehr schwierige Zeit, wenn sie merken, sie kommen nicht mehr in den Beruf hinein oder können keine lohnende Aufgabe finden. Es ist ein Problem – in Einzelfällen wird es immer schwierig sein –, dem man in den letzten zehn, fünfzehn Jahren in unseren Breiten wenigstens bereits stärker Beachtung geschenkt hat. Man sieht inzwischen besser die Probleme und Chancen jenseits der Lebensphase, in der eine Frau kleine Kinder zu erziehen hat und in der Familie voll gebraucht wird. Wir sind diesbezüglich erst am Anfang. Aber ich habe den Eindruck, daß sowohl Frauen wie Männer die Bedeu-

tung der zweiten Lebensphase einzusehen und sich darauf einzurichten beginnen. Es ist in dieser Phase sehr wichtig, daß Frauen wieder in den Beruf einsteigen können oder ihre Chance mit der Erfahrung, die sie mitbringen, außerberuflich, im größeren Umkreis der Familie, im sozialen Bereich, aber auch in Kirche und Politik erhalten und nutzen. Ich sehe in der größeren Wertschätzung der Zeit „jenseits der Vierzig“ eine große Chance für die Frauen, für die Sache der Frau. Wenn sie es gemeinsam mit ihrer Familie und partnerschaftlich geschickt macht, kann sie sich so freispielen von allzu vielen häuslichen Pflichten. Und es bleibt ihr so noch viel Zeit, das, was sie einmal gelernt hat, beruflich oder außerberuflich anzuwenden und mit Erfolg in die Gesellschaft einzubringen.

„Solange Kleinstkinder zu versorgen sind, ist für mich die Unterbrechung der Berufstätigkeit die beste Lösung“

HK: Ein anderes Problem: Es gibt demoskopische Untersuchungen, die zeigen, daß berufstätige junge Frauen und Mütter ihre Doppelbelastung durch Familie und Beruf als lange nicht so gravierend empfinden, wie meist angenommen wird. Auch die negativen Auswirkungen der Doppelbelastung auf Kinder (auch auf deren schulische Leistungen) halten sich demnach in Grenzen. Ist das ein zutreffendes oder ein geschöntes Bild?

Kauer: Ich glaube, da muß man einen großen Unterschied machen. Zwischen der Kleinkindzeit und der späteren Kindheit. Kleinstkinder sind nur dann gut aufgehoben, wenn sie von jemandem zu Hause betreut werden können. Das muß nicht den ganzen Tag die Mutter sein. Frauen, die es schaffen, die sich auf die Hilfe einer Großmutter oder einer Schwester stützen können, können daneben durchaus ihrem Beruf nachgehen, weil ihnen zur gleichen Zeit im Haushalt jemand Arbeit abnimmt. Das können auch Männer sein, Vater oder Großvater. Aber diese Voraussetzung muß erfüllt sein. Denn eine Frau, die voll berufstätig ist und eine Familie und Kleinkinder zu versorgen hat, ist natürlich gleich mehrfach belastet, übrigens auch dadurch, daß sie nicht das Gefühl haben kann, ihr Kind sei in ihrer Abwesenheit immer gut versorgt.

HK: Aber wie sieht es mit den Auswirkungen auf die Kinder aus? Spiegelt das demoskopische Bild die Realität wider, oder reden sich viele nur heraus?

Kauer: Es gibt auch in Österreich eine Studie über Schulkinder und die Auswirkungen der Berufstätigkeit der Mutter auf die Schulleistung, auf die Schulzufriedenheit usw. Auch bei uns hat man festgestellt, daß bei Frauen, die mit ihrer Berufstätigkeit selber zufrieden sind, die also ihr Leben so führen, wie sie meinen, daß es gut ist, die Auswirkungen auf die Kinder sehr gering sind. D. h., letztlich hängt es davon ab, wie es eine Familie schafft,

die Lasten zu verteilen, und wie es die Frau selbst schafft, Beruf und Familie zu vereinbaren. Im übrigen gleicht sich im Schulkindalter vieles schon dadurch aus, daß Kinder normalerweise einen Teil des Tages in der Schule und dann oft zusätzlich in einer Nachmittagsbetreuung zubringen.

HK: Geht es sozusagen nur um die Bewältigung der Zeiten bzw. um die Zeiteinteilung? Gerade von Frauen ist vielfach zu hören, es müßte einfach jemand dasein, der ein Zuhause und Atmosphäre schafft, und das gehe nicht anders als durch wenigstens zeitweisen Verzicht auf Berufstätigkeit ...

Kauer: Das kann man schon deswegen so allgemein nicht sagen, weil mindestens ebenso viele Frauen darunter leiden, daß sie in Wohnung und Haushalt isoliert sind. Für mich ist wesentlich, daß Kleinstkinder nicht im außerhäuslichen Bereich untergebracht werden müssen, weil dann gerade in der Zeit die Bezugsperson fehlt, wo sie am meisten gebraucht wird. Für die Zeit, in der Kleinstkinder in der Familie sind, ist für mich die Unterbrechung der Berufstätigkeit die beste Lösung. Später bietet die Teilzeitarbeit gute Chancen. Besonders hektisch wird es jeweils, wenn ein Kind krank wird. Wer soll es betreuen, wo soll es untergebracht werden? In unserem Kinderkrankenhaus stellen wir fest, daß mindestens der Hälfte der Kinder der Spitalaufenthalt erspart werden könnte, wenn zu Hause jemand wäre, der sie versorgen könnte. Das führt nicht nur zu Problemen beim Kind, sondern hat negative Auswirkungen auf die Mutter: das schlechte Gewissen ist ein schlechter Erziehungsberater. Man muß sich die Verhältnisse genau ansehen. Familien mit Großfamilienhintergrund tun sich leichter, Kleinfamilien und Alleinerziehende tun sich schwer.

HK: Ist Teilzeitarbeit die Lösung?

Kauer: Ob sie die Lösung ist, weiß ich nicht. Ich sehe darin aber große Chancen für die Frauen und die Familien. Ein Pluspunkt ist: Die Frau erwächst ihrem Beruf nicht ganz; sie kann mithalten, auch mit den jeweils neueren Entwicklungen. Daß sie das kann, wird immer notwendiger, nicht nur in allen wissenschaftlichen, sondern auch in den Büroberufen. Jemand, der zehn Jahre nicht mehr gearbeitet hat, traut sich möglicherweise an den inzwischen üblich gewordenen Kleincomputer gar nicht mehr ran. Daneben müssen auch Fortbildungsmöglichkeiten, berufliche wie staatsbürgerliche, von Frauen mehr genutzt werden. Es gibt mehr und mehr Angebote, aber sie werden noch zu wenig genutzt. Von daher, glaube ich, brauchen Frauen gerade im Arbeitsbereich ein hohes Maß an Phantasie und Hartnäckigkeit, um für ihre spezielle Situation eine Lösung zu finden. Sie brauchen dazu aber auch Menschen in der Arbeitsmarktverwaltung, den Ämtern und Betrieben, die ebenfalls Phantasie und den nötigen Mut zu neuen Lösungen aufbringen.

HK: Nun gibt es aber Frauenvertreterinnen, die ein-

dringlich davor warnen: die Teilzeitarbeit treibe Frauen von neuem in minderqualifizierte Berufe ...

Kauer: Die Gefahr muß man sehen, aber sie sollte uns nicht davon abhalten, den eingeschlagenen Weg weiterzugehen. Ich habe eine 10-Stunden-Anstellung in unserem Kinderkrankenhaus. Ich habe nicht den Eindruck, daß drei, vier solche Kräfte weniger bringen als eine Vollzeitangestellte. Im übrigen sind die Vorurteile gegen Teilzeitarbeit dort am größten, wo man es damit noch nicht versucht hat ...

HK: Kinder wollen nicht nur betreut und erzogen sein, sie verhalten sich schon aufgrund ihrer Existenz quer zu allen Lebensplänen und Selbstverwirklichungsansprüchen. Braucht es für eine Frau heute (oder auch für ein Ehepaar) nicht eine *sehr* hohe Motivation, um Kinder überhaupt zu wollen. Man zögert Kinder hinaus, bis es dann zu spät ist ...

Kauer: Zunächst: Ich halte es für richtig, daß Menschen heute die Entscheidung, Kinder in diese Welt zu setzen, ernst nehmen. Sie ist lebensentscheidend für sie und die Kinder, und es ist deshalb nicht nur unverantwortlich, sondern auch kurzichtig, sich dabei von Konsumwünschen oder kurzfristigen Karrierezielen bestimmen zu lassen. „Geburtenplanung“ ist Teil des „Lebensplanes“, „Finanzierungsmodelle“ sind wichtig, ersetzen aber keine echte Entscheidung. Ich halte es eigentlich für verantwortungslos, sich nach dem Erreichen eines Karriereziels auch noch ein Kind „zu gönnen“. In der Praxis meine ich, daß auch die Entscheidung für Kinder durch den Ausbau von Teilzeitarbeitsmöglichkeiten, stärkere Flexibilität der ganzen Arbeitswelt und kinderfreundliche Arbeitsbedingungen erleichtert werden könnte ...

„Bevormundungstendenzen müssen auf Unverständnis stoßen“

HK: Noch eine Frage zum Verhältnis Frau–Kirche. Sie haben die Mitwirkungschancen von Frauen in der Kirche relativ positiv bewertet. Es gibt aber Erkenntnisse, die besagen, daß gerade die Frauen zwischen 20 und 40 zu den kirchenfernsten Bevölkerungsteilen gehören. Stoßen sich da nur gegensätzliche Rollenmuster im Raum, oder haben wir es mit schlechterdings unversöhnlichen Leitbildern zu tun?

Kauer: Ich weiß nicht, ob das mit der Altersgruppe so ganz hinkommt ...

HK: Es handelt sich jedenfalls zum Teil um eine Altersgruppe, bei der man schon von der Familiensituation her, wenigstens zum Teil, engere Kontakte zur Kirche vermuten könnte, weil die Chancen zu Kontakten (Taufe, Kindergarten, Religionsunterricht) allein schon über die Kinder relativ groß sind.

Kauer: Diese Chancen werden sicher sehr unterschiedlich genutzt, und dafür gibt es eine Reihe von Gründen. Z.B. werden in dieser Zeit Kinder mit der Pflicht zur

Sonntagsmesse konfrontiert, der Familien oft überhaupt nichts abgewinnen können, wo sie sich daher durch die Forderungen an die Kinder unter Druck gesetzt fühlen. Hinzu kommen die vielen familiären und u.U. beruflichen Belastungen in dieser Zeit; wenn in einer solchen Situation der Partner keinen Bezug zur Kirche hat, läßt man es auch selber. Aber das mögen Randprobleme sein. Etwas anderes scheint mir für viele Frauen ungleich wichtiger: Im allgemeinen haben Frauen in diesem Alter gelernt, selbst Verantwortung zu übernehmen. Sie wollen ihr Leben selbst gestalten. Da *müssen* Bevormundungstendenzen der Kirche auf Unverständnis stoßen. Wer gewohnt ist, beruflich eigenständig zu arbeiten, gegebenenfalls auch über größere Geldsummen zu entscheiden, wer gewohnt ist, eigenständig Kinder zu erziehen oder mit anderen zusammenzuarbeiten, der findet es gerade in diesem Alter besonders befremdlich, wenn er für den intimsten Bereich gesagt bekommt, so und nur so hast du dich zu verhalten. Später mag manchmal die Erkenntnis kommen, daß nicht jeder Ratschlag von der Hand zu weisen war. Aber in diesem Alter wirkt Bevormundung besonders entfremdend.

HK: Damit hat die Kirche wohl nicht nur wegen der von Ihnen angedeuteten Sachverhalte, sondern von ihrer gesamten Tradition her Schwierigkeiten ...

Kauer: Ich glaube, daß es gerade die genannten Fragen sind. Es geht ja dabei um nichts Zentrales, Empfängnisverhütung ist keine Glaubensfrage, und sie wird auch von vielen Priestern, die mit Menschen alltäglich im Gespräch sind, nicht als solche gesehen. Aber die Frage ist durch das Verhalten des Lehramtes in der Öffentlichkeit stark präsent. Eine junge Frau, die in diesem Punkt nicht ganz dem entspricht, was kirchenamtlich verlangt wird, die also ganz banal die Pille nehmen will, ohne jemanden zu fragen, wird mit einer Institution nichts zu tun haben wollen, die ihr da dreinreden will. Sie will erst gar nicht in den Konflikt kommen. Dies ist, glaube ich, schon ein wichtiger Grund, wobei das nicht immer so ausgesprochen wird. Natürlich gibt es andere Gründe auch: das Selbständigwerden mit einem Partner z.B., die Entwicklung eines eigenen Lebensstils usw. Und für viele ist ja die Bindung an die Kirche schon früher verlorengegangen oder erst gar nicht oder nur oberflächlich zustande gekommen.

HK: Eine allerletzte Frage: Hat die Entfremdung der Frauen von der Kirche nur mit der mißverstandenen Rolle der Frau zu tun oder nicht wenigstens ebenso sehr damit, daß Lebensweltliches in den kirchlichen Vollzügen – wann wird beispielsweise schon über Partnerschaft, Familie, Lebensverhältnisse der Frau wirklich lebensnah gepredigt – wenig vorkommt?

Kauer: Da muß man nuancieren. Das Grundproblem sehe ich darin, daß die Frau in der Kirche nur in sehr traditionellen Bildern präsent ist, und zwar in der kirchlichen Öffentlichkeit, in den Predigten noch ausgeprägter als in der Wirklichkeit einer Pfarrgemeinde. Wenn ich so

überlege, was ich an Predigten gehört habe, dann kommt sehr häufig das Lob *der* Frau vor, die die bescheidene Arbeit der Hausfrau auf sich nimmt. Es ist sicher gut, daß das hochgeschätzt wird. Nur ist dieses Lob sehr oft verbunden mit einer Abwertung *der* Frauen, die nicht in dieses Bild passen. Es ist die Verbindung mit dieser Abwertung, weswegen viele Frauen sich mit ihren Problemen nicht verstanden fühlen. Hinzu kommt, daß die Frau überhaupt in allem, was sie bewegt, vornehmlich nur mit dem Teil, der mit Opfer, mit Aufopferung, mit Hingabe zu tun hat, in Zusammenhang gebracht wird, nicht aber mit den Teilen des Lebens, wo sie aktiv ist und selbst im Vordergrund steht. Dies ist aber weitgehend eine Frage der Präsentation und nichts Grundsätzliches. Ich glaube, daß die Frauen, die wirklich in einer Pfarrgemeinde mittun, häufig andere, positivere Erfahrungen

machen, auch die Erfahrung, daß sie dort oft sehr viel ernster genommen werden als an ihrem Berufsbereich. Aber das Bild nach außen ist ein völlig Traditionelles.

HK: Was müßte sich also ändern?

Kauer: Eine Kirche, in der Frauen sich ernst genommen und gleichwertig erleben sollen, müßte trachten, auch in den Formen der Verkündigung, die die Öffentlichkeit erreichen, der Frau Eigenständigkeit und Verantwortungsbewußtsein zuzutrauen und schwierige Fragen der Lebensführung mit den Frauen beraten und nicht in bevormundender Weise für sie zu lösen. Letztlich muß die Frage des Altardienstes und des Priesteramtes für verschiedene Zeiten und Kulturen verschieden gelöst werden, die *Begründungen* aber dürfen die Gleichwertigkeit von Mann und Frau nicht in Frage stellen.

Bewährungsfeld der Christusbachfolge

Die katholische Kirche in der DDR präzisiert ihren Standort

Zwei Vorgänge resp. Dokumente aus der katholischen Kirche der DDR haben in den letzten Wochen Aufsehen erregt: Ein vom 8. September datierter Brief der Bischöfe in der DDR über die seelsorglichen Probleme, die mit der Existenz der Kirche im sozialistischen Staat zusammenhängen. (Der Wortlaut des Schreibens wurde in der FAZ vom 24. Oktober veröffentlicht.) Und der Vortrag, den Konrad Feiereis, Professor für Philosophie am philosophisch-theologischen Studium Erfurt, auf dem Dialog-Symposium von Katholiken und Marxisten, das vom 8. bis 10. Oktober in Budapest stattfand, hielt (vgl. HK, November 1986, 546f.). Obwohl beide Vorgänge bzw. Dokumente und ihr Bekanntwerden im Westen rein zufällig zeitlich fast zusammenfielen, werfen doch beide ein bezeichnendes Licht auf die Schwierigkeiten, mit denen katholische Christen und Christen überhaupt in der DDR täglich zu kämpfen haben und wie die dortige Kirche versucht, politisch-gesellschaftliche Entwicklungen beobachtend, Veränderungen im Ideologischen registrierend, aber nicht überbewertend, innerhalb der politischen Rahmenbedingungen der DDR ihren Ort zu finden und zu halten, ohne zu Kompromissen bereit zu sein, die das geistliche und theologische Profil der Kirche unkenntlich machen würden. Beide Dokumente sind von daher über den Tag hinaus von besonderem Interesse: Unser Mitarbeiter Ernst-Alfred Jauch faßt den wesentlichen Inhalt des Pastoral Schreibens zusammen und gibt dazu die nötige Hintergrundinformationen. Dem Bericht Jauchs folgt eine in den Eingangspassagen wesentlich gekürzte Fassung des Vortrags von Konrad Feiereis.

Das ausschließlich den Priestern und Diakonen auf dem Kurierweg zugestellte Hirtenwort überraschte die Ostberliner Regierung zu einem Zeitpunkt, da man sich

schon länger mit Überlegungen zur Verbesserung des Verhältnisses zur katholischen Kirche trug. In welcher Richtung sich solche Überlegungen auch immer bewegen mochten – an eine Kehrtwendung auf dem repressiven politischen Kurs gegen die Kirche war wohl weniger gedacht als an einen neuerlichen Versuch, die Christen, insbesondere die Katholiken, in die „politisch-moralische Einheit von Marxisten und Christen“ zwecks ungestörten Erreichens der politischen Ziele einzubinden. Derartige Versuche scheiterten in der Vergangenheit an dem Willen der Bischöfe, an der strikten Distanz von Staat und Kirche festzuhalten und in Konsequenz dieser Haltung die Amtsträger anzuweisen, sich aller politischen Aussagen im engeren Sinn zu enthalten.

Bedrohung durch Säkularismus und weltanschaulichen Materialismus

In ihrem umfangreichen Dokument, das den Seelsorgern „als Grundlage für Gespräche in den Gruppen und Kreisen Ihrer Gemeinde und in anderen kirchlichen Gemeinschaften“ dienen soll, beschreiben die Bischöfe die gegenwärtige Situation der katholischen Kirche in der DDR, ehe sie Folgerungen für das pastorale Wirken der Kirche ziehen. Die Grundgedanken des Textes sind zwar nicht neu, aber er läßt hinsichtlich seiner Präzision und seines Tiefganges alle bisherigen Äußerungen zu diesem Thema – Hirtenbriefe, Ansprachen und Predigten der Bischöfe – hinter sich. Die Handschrift des Erfurter Apostolischen Administrators, Bischof *Joachim Wanke*, ist unverkennbar.

Die Bischöfe gehen von der bereits früher aufgeworfe-